

Annie ERNAUX

Ich komme
nicht aus der
Dunkelheit raus

Suhrkamp



suhrkamp taschenbuch 5552

Die Mutter verliert das Gedächtnis – mehr und mehr scheinen ihr die Familie, die Welt, das Leben abhandenzukommen. Annie Ernaux hält die Gespräche mit ihr fest, schreibt sie auf, intuitiv, aus der existenziellen Angst vor dem Verlust, wie gejagt von der Gewalt des Verfalls und der Erinnerungswucht an diese Kranke, die noch immer ihre Mutter ist. Mehr als ein Jahrzehnt bleiben diese Aufzeichnungen in der Schublade.

Und doch entschließt sich Ernaux später, diese Seiten zu veröffentlichen, weil es nicht nur ein Bild ihrer Mutter geben soll: sondern die Vielheit der Wahrheiten. So wird die Chronik eines langsamen Abschieds und einer schrecklichen Zerstörung lesbar – aber auch die Pionierleistung Annie Ernaux', die schmerzhafteste Suche nach der Sprache für eine Krankheit, die damals noch kaum beschrieben war.

Annie Ernaux, geboren 1940, bezeichnet sich als »Ethnologin ihrer selbst«. Sie ist eine der bedeutendsten französischsprachigen Schriftstellerinnen unserer Zeit, ihre zwanzig Romane sind von Kritik und Publikum gleichermaßen gefeiert worden. Annie Ernaux hat für ihr Werk zahlreiche Auszeichnungen erhalten, zuletzt den Nobelpreis für Literatur.

Sonja Finck übersetzt aus dem Französischen und Englischen (Jocelyne Saucier, Kamel Daoud, Chinelo Okparanta, Wajdi Mouawad, Édouard Louis, Didier Eribon) und wurde u. a. mit dem Eugen-Helmlé-Übersetzerpreis ausgezeichnet.

Zuletzt erschienen: *Die leeren Schränke* (BS 1549), *Eine Leidenschaft* (st 5489) und *Die Besessenheit* (BS 1562)

Annie Ernaux
Ich komme nicht aus der
Dunkelheit raus

Aus dem Französischen von
Sonja Finck

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1997 unter dem Titel
Je ne suis pas sortie de ma nuit
bei Éditions Gallimard, Paris.

Erste Auflage 2026
suhrkamp taschenbuch 5552
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025
© Éditions Gallimard, Paris, 1997
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Annie Ernaux mit ihrer Mutter
am Eingang des Cafés, 1959.

Privatbesitz Annie Ernaux. Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47552-2

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Ich komme nicht aus der Dunkelheit raus

Die Gedächtnisprobleme und das seltsame Verhalten meiner Mutter begannen zwei Jahre nach einem schweren Verkehrsunfall, von dem sie sich vollständig wieder erholt hatte – sie war von einem Auto erfasst worden, das über eine rote Ampel gefahren war. Ein paar Monate lang konnte sie weiter ohne Hilfe in dem Seniorenheim leben, in dem sie ein Einzimmerapartment bewohnte, in Yvetot in der Normandie. Im Sommer 83, auf dem Höhepunkt der Hitzewelle, erlitt sie einen Schwächeanfall und kam ins Krankenhaus. Es stellte sich heraus, dass sie seit Tagen nichts getrunken und gegessen hatte. Ihr Kühlschrank war bis auf eine Packung Würfelzucker leer. Sie konnte nicht mehr allein leben. Ich beschloss, sie zu mir nach Cergy zu holen, überzeugt, dass ihre Verwirrtheit in dem vertrauten Umfeld und durch die Anwesenheit meiner beiden großen Söhne, Éric und David, die aufzuziehen sie mir geholfen hatte, verschwinden würde, dass sie wieder zu der energischen, selbstständigen Frau werden würde, die sie noch kurz zuvor gewesen war.

Dem war nicht so. Ihr Gedächtnis wurde schlechter, der Arzt sprach von Alzheimer. Sie erkannte Orte und Menschen nicht wieder, meine Kinder, meinen Exmann, mich. Sie war jetzt eine verwirrte Frau, die ruhelos durchs Haus lief oder stundenlang im Flur auf der Treppe saß. Als sie im Februar 84 immer apathischer wurde und das Essen verweigerte, ließ der Arzt sie ins Krankenhaus von Pontoise einweisen. Sie blieb zwei Monate dort, und nach einem kurzen Aufenthalt in einem privaten Seniorenheim kam sie wieder ins Krankenhaus von Pontoise, diesmal auf die geriatrische Station, wo sie im April 86 mit neunund-siebzig Jahren an einer Embolie gestorben ist.

In der Zeit, als sie noch bei mir wohnte, begann ich, mir Notizen zu machen, auf losen Blättern, ohne Datum, zu Dingen, die meine Mutter gesagt oder getan und die mich mit Schrecken erfüllt hatten. Ich konnte nicht ertragen, dass meine Mutter derart abbau-te. Einmal träumte ich, dass ich sie wütend anschrie: »Hör auf, so verrückt zu sein!« Später, wenn ich von einem Besuch bei ihr im Krankenhaus von Pontoise zurückkam, verspürte ich den unbändigen Drang, über sie zu schreiben, über das, was sie sagte, über ihren Körper, dem ich immer näher kam. Ich schrieb sehr schnell, impulsiv, ohne nachzudenken, ungeordnet.

Ständig und überall hatte ich das Bild meiner Mutter an diesem Ort vor Augen.

Mit Schuldgefühlen begann ich Ende 85 eine Erzählung über ihr Leben. Ich hatte den Eindruck, mich in eine Zeit zu versetzen, in der sie nicht mehr sein würde. Auch lebte ich in einer Zerrissenheit, weil ich sie mir beim Schreiben als jungen Menschen, der auf die Welt zugeht, vorstellte, während mich die Gegenwart meiner Besuche mit der unaufhaltsamen Verschlechterung ihres Zustands konfrontierte.

Nach dem Tod meiner Mutter zerriss ich diese unfertige Erzählung und begann eine andere, die 88 erschienen ist, *Eine Frau*. In der ganzen Zeit, in der ich an diesem Buch arbeitete, las ich mir die Seiten, die ich während der Krankheit meiner Mutter geschrieben hatte, nicht noch einmal durch. Als wären sie mir verboten: Ich hatte die letzten Monate und Tage im Leben meiner Mutter festgehalten, ohne zu wissen, dass es auf das Ende zuing, sogar ihren vorletzten Tag. Die Unkenntnis dessen, was folgt – die vielleicht jedes Schreiben charakterisiert, ganz sicher aber meins –, hatte in diesem Fall etwas Unheimliches. Man könnte sagen, dass mich das Tagebuch der Besuche bei meiner Mutter zu ihrem Tod führte.

Lange Zeit dachte ich, ich würde es nie veröffentlichen. Vielleicht wollte ich von meiner Mutter und von meiner Beziehung zu ihr ein einziges Bild, eine einzige Wahrheit stehen lassen, die nämlich, der ich mich in *Eine Frau* anzunähern versucht hatte. Mittlerweile bin ich der Meinung, dass die Einheit, die Kohärenz, auf die jedes Werk hinausläuft – ganz gleich, wie sehr man sich bemüht, äußerst widersprüchliche Gegebenheiten zu berücksichtigen –, so oft wie möglich herausgefordert werden sollte. Indem ich diese Seiten öffentlich mache, bietet sich mir die Gelegenheit dazu.

Ich gebe sie hier genau so wieder, wie ich sie geschrieben habe, in der Fassungslosigkeit und Erschütterung, in der ich mich damals befand. Ich wollte nichts ändern beim Transkribieren jener Momente, in denen ich an der Seite meiner Mutter gewesen bin, außerhalb der Zeit – abgesehen vielleicht von der Zeit einer wiedergefundenen Kindheit –, jenseits jedes Gedankens, außer: »Das ist meine Mutter.« Sie war nicht mehr die Frau, die immer über meinem Leben geschwebt hatte, und dennoch war sie, trotz ihres unmenschlichen Gesichts, durch ihre Stimme, ihre Bewegungen, ihr Lachen mehr denn je meine Mutter.

Auf keinen Fall darf man diese Seiten als objektiven Bericht über die »stationäre Langzeitpflege« lesen und erst recht nicht als Anklage (die meisten Pflegerinnen

waren einfühlsam und zugewandt), sie sind einfach nur der Überrest eines Schmerzes.

»Ich komme nicht aus der Dunkelheit raus« ist der letzte Satz, den meine Mutter geschrieben hat.

Ich träume oft von ihr, davon, wie sie vor ihrer Krankheit gewesen ist. Sie lebt, aber sie *ist schon einmal tot gewesen*. Beim Aufwachen bin ich eine Minute lang überzeugt, dass sie tatsächlich in dieser doppelten Form existiert, zugleich tot und lebendig, wie diese Gestalten der griechischen Mythologie, die den Fluss der Toten zweimal überquert haben.

März 96

1983

Dezember

Sie sitzt auf einem Stuhl im Wohnzimmer. Apathisch, mit erschlafftem, reglosem Gesicht. Nicht mit offenem Mund, aber von Weitem sieht es so aus.

»Ich kann es nicht finden«, sagt sie (ihren Kulturbeutel, ihre Strickjacke, alles). Sie hat keine Kontrolle mehr über die Dinge.

Sie will sofort fernsehen. Sie kann nicht warten, bis ich den Tisch abgeräumt habe. Sie versteht nichts mehr, es zählt nur noch, was sie will.

Jeden Abend zur Schlafenszeit bringen David und ich sie nach oben. An der Stelle, wo das Parkett in Teppichboden übergeht, hebt sie den Fuß hoch, als trete sie in Wasser. Wir lachen, sie lacht auch. Vorhin, als sie endlich vergnügt im Bett lag, nachdem sie bei dem Versuch, sich einzucremen, alle Dinge vom Nachttisch geworfen hatte, hat sie zu mir gesagt: »Ich werde jetzt schlafen, vielen Dank, MADAME.«

Der Arzt war da. Sie konnte ihm nicht sagen, wie alt sie ist. Sie wusste genau, dass sie in ihrem Leben zwei Kinder bekommen hatte. »Zwei Töchter«, ergänzte sie. Sie hatte sich zwei BHs übereinander angezogen. Ich musste an den Tag denken, an dem sie entdeckt hatte, dass ich einen trug, ohne ihr etwas gesagt zu haben. Ihr Geschrei. Ich war vierzehn, es war ein Morgen im Juni. Ich war im Unterkleid und wusch mir gerade das Gesicht.

Die Bauchschmerzen sind wieder da. Ich bin nicht mehr wütend auf sie, auf ihr nachlassendes Gedächtnis. Eine große Gleichgültigkeit.

Wir waren im Einkaufszentrum. In der Bagagerie wollte sie die teuerste Handtasche kaufen, eine aus schwarzem Leder. Sie sagte mehrmals: »Ich will die schönste, das wird meine letzte Tasche sein.«

Danach gingen wir ins La Samaritaine. Hier will sie ein Kleid und einen Cardigan. Sie läuft langsam, ich muss sie führen. Sie lacht ohne Grund. Die Verkäuferinnen werfen uns seltsame Blicke zu, die Situation scheint ihnen unangenehm zu sein. Mir nicht, ich mustere sie arrogant.

Ängstliche Frage an Philippe: »In welchem Verhältnis stehen Sie zu meiner Tochter?« Er prustet los: »Ich bin ihr Mann!« Sie lacht.

1984

Januar

Sie verwechselt ständig mein Arbeitszimmer mit ihrem Schlafzimmer. Sie öffnet die Tür, bemerkt den Irrtum, zieht sie vorsichtig wieder zu, die Klinke bewegt sich wie von selbst nach oben, als stünde niemand hinter der Tür. Eine Form der Angst. In einer Stunde wird es wieder passieren. Sie weiß nicht mehr, wo sie ist.

Sie versteckt ihre dreckigen Schlüpfen unter dem Kopfkissen. Heute Nacht musste ich an die blutigen Schlüpfen denken, die meine Mutter früher bis zum Washtag in der Schmutzwäsche auf dem Dachboden vergrub. Ich war etwa sieben Jahre alt, ich starrte fasziniert darauf. Jetzt sind sie voller Scheiße.

Heute Abend habe ich Klassenarbeiten korrigiert. Da erklang plötzlich nebenan im Wohnzimmer ihre Stimme, getragen wie im Theater. Sie sprach mit einem unsichtbaren Kind: »Es ist schon spät, meine Kleine, du musst jetzt nach Hause.« Sie lachte fröhlich. Ich hielt mir die Ohren zu, ich hatte den Eindruck, eine un-

menschliche Erfahrung zu machen. Ich bin nicht im Theater, MEINE MUTTER FÜHRT SELBSTGESPRÄCHE.

Ich habe einen angefangenen Brief von ihr gefunden: »Liebe Paulette, ich komme nicht aus der Dunkelheit raus.« Mittlerweile kann sie nicht mehr schreiben. Es sind gewissermaßen die Worte einer anderen Frau. Das war vor einem Monat.

Februar

Bei Tisch redet sie, als wäre sie eine Hilfskraft auf dem Bauernhof, ich die Chefin und meine Söhne Landwirte. Sie will nichts essen, nur Fruchtjoghurts und Süßigkeiten.

Am Sonntag war Isabelle (meine Nichte) zum Mittagessen bei uns, sie kicherte bei jeder Absurdität, die meine Mutter von sich gab. Nur wir dürfen über die Verrücktheiten meiner Mutter lachen, wir, die Kinder und ich, nicht sie. Niemand von außen. Éric und David sagen: »Oma ist echt stark!« Als wäre sie in ihrer Demenz immer noch großartig.

Beim Aufwachen heute Morgen, mit kleiner Stimme:
»Ich habe Pipi ins Bett gemacht, ich konnte es nicht
einhalten.« Dasselbe habe ich als Kind gesagt.

Samstag, hat ihren Kaffee erbrochen. Lag wie leblos
da. Die Augen kleiner als sonst, rot umrandet. Ich ha-
be sie ausgezogen, um die Kleider zu wechseln. Ihr
Körper ist schlaff und weiß. Hinterher weine ich. We-
gen der Zeit, wegen früher. Es ist auch mein Körper,
den ich da vor mir sehe.

Ich habe Angst, dass sie stirbt. Sie ist mir verrückt
lieber als tot.

Samstag, 25.

Wir mussten zwei Stunden in der Notaufnahme warten,
meine Mutter auf einer Trage. Sie hat Pipi gemacht.
Ein Junge hatte sich mit Barbituraten das Leben neh-
men wollen. Man holte uns ins Behandlungszimmer
und hob meine Mutter auf die Liege. Der Arzt schob
ihr das Nachthemd bis zum Bauch hoch. Ihre Ober-
schenkel, ihre weiße Scheide, die Schwangerschafts-
streifen. Mit einem Mal war mir, als läge ich selbst der-
art entblößt da.

Musste an die Katze denken, die gestorben ist, als ich fünfzehn war, sie hatte vor ihrem Tod auf mein Kopfkissen gepinkelt. Und an das Blut und den Schleim, die ich bei meiner Abtreibung verloren habe, vor zwanzig Jahren.

März
Donnerstag, 15.

Im Flur des Krankenhauses – nein, im Flur des Altenheims sagen, im ersten Stock des Krankenhauses – höre ich: »Annie!« Sie ruft mich, weil sie in ein anderes Zimmer verlegt worden ist. Wie hat sie meine Silhouette erkannt, sie sieht doch nichts mehr oder nur sehr wenig (der Graue Star). Als ich ins Zimmer komme, sagt sie: »Ich bin gerettet.« Wahrscheinlich meint sie: »Weil du da bist.« Sie erzählt mir alles Mögliche, mit vielen Details: Wie man sie hier zum Arbeiten zwingt, ohne Lohn, ohne ihr etwas zu trinken zu geben. Eine reine Fantasiegeschichte. Aber sie weiß jetzt immer, wer ich bin, anders als bei mir zu Hause.

Samstag, 17.

Empfängt mich schlecht gelaunt. Missmutig: »Ich freue mich nicht über deine Besuche! Wie führst du dich nur auf, schämst du dich nicht?« Ich bin in einer namenlosen Fassungslosigkeit, ich habe die Nacht mit A. verbracht, wir hatten Sex. Wie kann sie das WISSEN? Mein alter Kindheitsglaube überkommt mich, sie sieht alles, wie der liebe Gott. Sie redet weiter: »Das kann nicht sein, jemand muss dir Drogen gegeben haben!« Später: »Ich glaube, die Welt ist verrückt geworden!« Ich lache, ein wenig erleichtert. Nie wird mir eine Frau näher sein, so nah, als wäre sie in mir.

Sonntag, 18.

Sieben Uhr abends, sie schlief schon. Ich habe sie geweckt. Sie glaubt, ihre Bettnachbarin wäre ein kleiner Junge, der in einem Wasserbecken ertrunken ist: »Die Polizisten saßen ganz in der Nähe auf einer Bank. Sie haben keinen Finger gerührt, um ihn zu retten.« Plötzlich sagt sie zu mir: »Die Hochzeit ist in zwei Wochen, nicht?« (Dabei treffe ich mich morgen mit der Anwältin, um die Scheidung einzureichen.)